

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 3 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellsgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telefon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegeben Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftsjahr 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Tageskalender.

Die fakultative Einführung der Genererbestattung in Sachsen ist durch eine Entscheidung des sächsischen Oberverwaltungsgerichts sichergestellt. (Siehe: Sächsische Angelegenheiten.)

Die Rössische Zeitung bringt genauere Angaben über die geplante Reichsfinanzreform. (Siehe: Deutsches Reich.)

In Moskau wurde das Hauptpostamt von Streikenden gesperrt. Das Telegraphenamt ist militärisch besetzt. (Siehe: Politische Uebersicht.)

Der ganze Bahn- und Postverkehr zwischen Rußland und dem Ausland ist unterbrochen. (Siehe: Revolution in Rußland.)

Klassenselbstsucht.

Leipzig, 26. Oktober.

Zu den angenehmen Ueberraschungen, die der deutschen Nation von ihren hochpreislichen Regierungen bereitet werden, gehört auch ein neuer Strauß von Steuern. Und es versteht sich von selbst, daß diese Bescherung in erster Reihe den arbeitenden Klassen zugebracht ist, nach dem herrlichen Prinzip der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, daß ihnen die Lasten und die Pflichten gebühren, während den herrschenden Klassen die Genüsse und die Rechte vorbehalten sind.

Es versteht sich nicht minder von selbst, daß diese Verantwortlichkeit des Klassenstaates nach Möglichkeit verheuchelt werden muß, wofür die Goldschreiber der herrschenden Klassen alles, was sie noch an Verstand aufzuwenden haben, bis zum Neuseksten anstrengen müssen. Wir meinen damit keineswegs nur die landläufigen Tintensulis, wie sie in der gefinnungsstüchtigen Tagespresse tätig sind, sondern auch die mehr oder minder gelehrten Häuser, die unter der amtlichen Genehmigung des Klassenstaates finanz- und steuerwissenschaftliche Sachen zu behandeln haben. Die sprichwörtlichen Kräfte und Pflisse, die man in jesuitischen Lehrbüchern findet, sind beinahe noch ein Kinderpiel, verglichen mit den professoralen Eierlängen, durch die nachgewiesen werden soll, daß beileibe nicht das Schwergewicht der Steuerlast auf die arbeitenden Klassen fällt.

Seidem es eine große Arbeiterpartei gibt, die das innere Getriebe des kapitalistischen Klassenstaates durchschaut, ist damit freilich nicht mehr große Wirkung zu erzielen. Man ist deshalb, um den bitteren Geschmack der neuen Steuern, die auf Bier und Tabak gewälzt werden sollen,

einigermaßen zu mildern, auf den genialen Gedanken verfallen, ihnen den Plan einer Erbschaftsteuer beizumischen, von der sich nicht bestreiten läßt, daß sie auf die besitzenden Klassen fallen würde. Denn Erbschaftsteuern kann es nur geben, wo Erbschaften sind, und Erbschaften gibt es nur, wo Eigentum ist. Und da die arbeitenden Klassen kein Eigentum besitzen, so können sie auch nie in die Verlegenheit kommen, Erbschaftsteuern zu zahlen.

Soweit ist die Sache klar, und das demagogische Gemüsel von dieser neu geplanten Erbschaftsteuer ist schon seit lange in vollem Gange. An sich ist es ohne jede Bedeutung, denn man müßte die preussisch-deutsche Geschichte sehr schlecht kennen, wenn man sich einbilden wollte, daß dabei irgend etwas herauskommen würde, was sich mit einigem Zug eine gleichmäßigere Verteilung der Steuerlast nennen ließe. Man kann zehn gegen eins wetten, daß von den neuen Steuern neun Zehntel auf Bier und Tabak und etwa ein Zehntel auf die Erbschaften fallen würde. Das wäre nur dann eine geringe Erleichterung der arbeitenden Klassen zu nennen, wenn diesen im Schicksalsbuche von vornherein bestimmt wäre, daß sie überhaupt alle Lasten zu tragen hätten, die ihnen die herrschenden Klassen aufzubürden beliebten. Aber da sie selbst keineswegs geneigt sind, diese Schicksalsbestimmung anzuerkennen, so kann es sie in keiner Weise mit neuen Lasten verschöhnen, daß die besitzenden Klassen einen geringen Teil dieser Lasten zu übernehmen bereit sind.

Nun gibt es aber auch Elemente unter den herrschenden Klassen in Deutschland, die der „Heuchelei dürstige Masse“ verschmähen und nicht einmal so viel von einer Reichs-erbschaftsteuer wissen wollen, wie zur dekorativen Verschönerung der neuen Volkslasten nötig sein würde. Dieser heldenmütigen Truppe kapitalistischer Keinzucht voran kämpfen die königlich sächsische Regierung und die preussischen Junker. Wir haben dagegen auch nicht gerade viel einzuwenden, denn da die Reichs-erbschaftsteuer jedenfalls in so homöopathischen Dosen eingeführt werden würde, daß sie eine wirkliche Entlastung des Proletariats nicht bedeuten könnte, so ist es viel besser, daß auch der Schein einer solchen Entlastung verunleidet wird und die rauhe Wirklichkeit in ihrer trostlosen Nacktheit den unterdrückten Klassen stets gegenwärtig erhalten wird.

Aber bemerkenswert ist diese kapitalistische Keinzucht in ihrer Weise doch. Sie enthält die Klassenselbstsucht in der krafftesten Form. Denn wenn man sonst gegen Steuern auf das Kapital einzuwenden pflegt, daß sie die Entwicklung in der kapitalistischen Produktionsweise zu hindern geeignet seien — eine Auffassung, die vom kapitalistischen Standpunkt aus unter Umständen berechtigt sein mag — so gilt

es jedenfalls nicht von Erbschaftsteuern. Der Beweis dafür wird sehr einfach dadurch erbracht, daß die Erbschaftsteuer nirgends höhere Erträge abwirft, als in dem kapitalistisch entwickeltesten Lande der Welt. Der Ertrag der englischen Erbschaftsteuer beläuft sich auf jährlich 170 Millionen Mark. Aber auch die französische Erbschaftsteuer wirft jährlich 130, selbst die österreichische 24 und sogar die russische 14, die preussische dagegen nur 6 Millionen Mark jährlich ab. In Deutschland allein marschieren gerade Preußen und Sachsen im letzten Hintertreffen, denn während Hamburg im Jahre durchschnittlich 1,77, Lübeck 1,74, Bremen 1,56, Elsaß-Lothringen 1,25, Hessen 0,47, Baden 0,42, Bayern 0,34 Mark jährlich für den Kopf der Bevölkerung an Erbschaftsteuer einzieht, erhebt Sachsen deren nur 0,27 und Preußen 0,20 Mark. Uebertrossen werden beide Staaten in Deutschland, soviel wir wissen, nur noch durch Schwarzburg-Rudolstadt, wo sich die einschlägige Ziffer auf 0,05 Mark stellt.

Man sieht demnach, um wie hohe Ziele die sächsische Regierung und die preussischen Junker ringen, wenn sie den Vorkampf gegen eine Reichs-erbschaftsteuer übernehmen. Sie wollen nicht einmal ein Minimum der Lasten tragen, die die besitzenden Klassen nicht nur in bürgerlich zivilisierten Ländern, wie England und Frankreich, sondern selbst in so zurückgebliebenen Ländern, wie Oesterreich und Rußland, ja selbst in andern deutschen Bundesstaaten auf sich nehmen. Alle entschuldigenden Redensarten, die sonst etwa mit Recht oder mit einem Schein von Recht vorgebracht werden können, um die Klassenselbstsucht zu beschönigen, fallen hier fort. Sie tritt in ihrer ganzen Blöße hervor, zum Beweise, daß dies sogenannte „Land der Sozialreform“ vielmehr das Land des schroffsten und unerbittlichsten Klassengegensatzes ist.

Aber noch einmal: nicht die deutsche Arbeiterklasse ist es, die darüber zu trauern hat; sie hat nur die richtigen Konsequenzen daraus zu ziehen, und der Sieg wird ihr gehören.

Die Revolution in Rußland.

Die Lage in Petersburg.

Petersburg, 25. Oktober. Der Verkehrsminister Fürst Schilow unterbreitete dem Zaren den Antrag, daß der Kabinettsrat unter Vorsitz des Zaren heute zusammentrete, um über den Zustand in Moskau eine Entschliessung zu treffen. Der Zar stimmt dem Zusammentritt der Minister zu, erklärte jedoch, daß statt seiner Graf Witte den Vorsitz führen werde.

Petersburg, 25. Oktober. Der Eisenbahnverkehr zwischen Petersburg, Peterhof und Oranienbaum ist eingestellt. Der Justizminister, der heute in Peterhof zum Vortrag beim Zaren weilte, muß deshalb mittels Wagens hierher zurückkehren.

Seuiletton.

Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Sulzbacher.

(Nachdruck verboten.)

III.

Bei der Kathl war in den Sommermonaten so wenig zu tun, daß die Mädchen schon um vier Uhr des Nachmittags gehen konnten. Das waren ihre Ferien.

Pepi benutzte sie mit der Mutter Erlaubnis zu einem Spaziergang. Sie vermied den Stadtpark, wo ihr stets zu viel Menschen waren, und suchte am liebsten die Weinberge jenseits der Bahn auf, gegen den Fluß zu, wo es Schatten gab. Man mußte sich eilen, wenn man noch etwas von diesen stillen, einsamen Gründen haben wollte. Denn sowie die Trauben zu reifen begannen, wurde die ganze Gegend für den Verkehr abgeschlossen, und der Saltner sorgte dann schon dafür, daß kein Unbefugter sich in den Weinbergen herumtrieb.

Pepi pflegte sich unter einem großen, schattigen Nußbaum zu setzen, der auf einer wallartigen Erhebung stand. Ein rauschendes Wasser floß vorbei.

Man überfah das ganze Talboden mit der Stadt, auf deren Dächern das helle Licht des Sommertags wie Silber lag.

Der langgestreckte Vergzug dahinter verschwand in einem blauen, feinen Dunst, der erst des Abends wich, togen die Sonne untergegangen war.

Vom Bahnhof her kam das Geräusch der Rüge. Und wenn eine Lokomotive piff, dann gab es am Kollereberg ein helles Echo. Das Rauschen des Flusses war fern und wurde fast überdeckt vom Klätschern des reisenden

Minnfals zu Pepis Füßen und vom Surren und Summen der ungezählten Mücken und Wienen, die im Sonnenlicht spickten.

Sie war es heimlich, und hier fühlte Pepi sich geborgen.

Aber eines Nachmittags kam sie nicht allein an ihren Platz wie gewöhnlich; Fernwerth war in ihrer Begleitung.

Sie setzte sich still und wagte nicht aufzusehen; sie hatte Furcht. Wie das gekommen war, daß sie seine Begleitung angenommen hatte, begriff sie jetzt kaum. Sie hatte es eigentlich doch wohl nicht tun dürfen; aber er hatte so bescheiden gebeten, daß sie es nicht hätte abschlagen können, und wenn es zehnmal unrecht war.

Und schließlich: was war denn auch dabei?

Aber nun wagte sie kaum zu reden und ließ ihn erzählen. Und machte einen Kranz aus Bergahornweinnicht. Und er reichte ihr immer neue Blüten, die sie auf dem Fernweg gesammelt hatten.

„Das wird schön,“ sagte er nach einer Weile. „Sie haben geschickte Finger, Fräulein Pepi.“

„Sie sind so zerstoßen vom Röhren,“ erwiderte sie bescheiden. „Sie dürfen nicht darauf schauen, Herr Fernwerth.“

„Ach Gott, wenn alle Mädchen solche Hände hätten! Sie haben wahrhaftig keinen Grund, sie zu verstecken. Lassen Sie mich mal sehen!“

Er griff nach ihrer rechten Hand, die sie ihm ängstlich überreichte.

„Sie werden lange leben,“ sagte er nach einer Weile. „Ich verstehe mich drauf. Sehen Sie: das ist die Lebenslinie; aber Reichthümer werden Sie kaum sammeln. Bei mir ist es umgekehrt. Schauen Sie her! Ich muß früh sterben, aber ich hinterlasse einen Haufen Geld. Und meine Frau wird sich einen großen Goldschrank anschaffen müssen.“

Er lachte heiter und brach dann ab. Pepi schwieg und machte sich mit ihren Blumen zu schaffen.

Fernwerth zündete sich derweil eine Zigarre an und begann mächtig zu qualmen, um die Mücken zu vertreiben. Er sah keinen Augenblick ruhig und holte ein paar Mal tief Atem. Dann beugte er sich vor und begann ganz untermittelt:

„Was denken Sie eigentlich von mir? Glauben Sie auch, daß ich so ein Keel bin, dem man aus dem Weg gehen muß? . . . O ja, schauen Sie nicht fort! Ich kenn' das schon; bei Ihnen in der Nähstube werden gewiß Schauerdinge erzählt? Was?“

„O Herr Fernwerth . . . ganz gewiß nicht . . . was denken Sie wohl von uns?“

„Sie brauchen sich nicht zu genieren . . . ich bin abgehärtet. Gucken Sie mich mal an! . . . Nicht? Na, dann sagen Sie's so, was man mir alles vorwirft. Wie kann ich mich bessern, wenn ich nicht weiß, was ich verbrochen habe?“

Aber sie schwieg hartnäckig und errödete ein über das andere Mal bis in den Nacken hinein.

Da lachte er hell auf, schlug die Hände zusammen, daß es schallte, und sagte gutmütig:

„Na, ich will Sie nicht quälen. Aber keine Antwort ist auch eine Antwort. Und ich kann mir's jetzt recht gut vorstellen, wie ich angeschrieben bin. Sie bereuen's jetzt gewiß, daß ich Sie habe begleiten dürfen?“

Aber da schaute sie ihm voll ins Gesicht. Ihr Herz schlug stürmisch, und eigentlich wollte sie aufstehen und sich von ihm verabschieden. Statt dessen legte sie jedoch nur die Blumen auf den Main und strich die Falten aus ihrem Rock. Und dann sagte sie leise aber fest: „Nein . . . bereuen tu' ich nicht.“

Da sah er sie mit glänzenden Augen an und faßte nach ihrer Hand, die sie ihm willenlos überlassen mußte, troden in ihrem Inneren eine Warnerstimme laß erhob.